

[Nachdruck verboten.]

41

Der Wittiber.

Von Ludwig Thoma.

Eines Abends aber sah er schon von weitem ein Licht in der Küche brennen, und auf des Nachbarn Hauswand lag der breite Schatten einer Weibsperson.

In der übeln Hoffnung, daß ihm noch ein Gespräch mit seiner Tochter erwarte, trat er mürrischer wie sonst ein; und da klinkte auch schon eine Tür auf.

„Bischt as Du, Bata?“

„Ja, wer finscht?“

„I hätt' di gern was g'fragt.“

„Frag halt!“

„Die Bas'n vo Arnbach hat ma'r a Botschaft tho, und i soll morg'n zu ihr umfemma, und es waar oana do.“

„Was für oana?“

„A so halt oana.“

„Fallt dera nix anders ei, daß sie jeha schon kuppeln muuß?“

„Ja no, weil 's halt da Brüchl Kascha vo Girtlbach waar, und an sellan geht ma'r it alle Tag auf.“

„So ber it zu mir herfemma und bei mir frag'n, wia 's si g'hört?“

„Er werd no nix wiß'n vo dem, und er hot grad a G'schäft z' Arnbach, und 's Basl moant, wann i drent (drüben) waar, na funnt mi vielleicht auf des sell aa z' red'n femma.“

„Geh halt umi, vo mir aus!“

„I geh aa, wann d' Zollbrechtin für d' Aushilf' kimmt.“

„Was für an Aushilf?“

„Dahoam halt.“

„I brauch' koane. I'weg'n dem verhungern mi net, hal Du net do bischt.“

„Aba'r i mog it, daß Du alloa do bleibst.“

„Gan?“

„I mog it, daß Du alloa mit dem Weibsbild dahoam bischt.“

Der Schormayer rückte den Hut aus der Stirne und fragte ruhig:

„Wia red'it denn Du mit Dein Bata? Gan?“

Ursula verzog greinend das Maul und stampfte auf den Boden.

„Weil 's wahr is!“

„Aber da schrie er schon.“

„Wia Du mit mir red'it, frag i, Du Herrgottsgagerament!“

„Ja, da wurd' mi g'schimpft, und . . .“

„'s Mäu halt, Du Saufray, Du nixigal!“

Sie trat einen Schritt zurück, denn er zog die Hand auf.

„No mal sag' so was, na fangst d' aba'r oane, Du Kohlöffi. Du! Schaug so was o!“

Und i ho 's amal g'seh'n . . .“

Da packte der Schormayer seine Tochter mit harten Fingern am Arme und schob sie zur Türe hin.

„Raus, sag i, und marsch in dei Bett!“

Sie schrie weinerlich auf.

„Daß mi do aus!“

„I wer di na scho auslass'n, di! Und dös mirk' da: bei'n erst'mal, wo's d' no mal frech bischt, muakt d' aus'n Haus! Du Kramp'n, Du mistigal!“

Er gab ihr einen derben Stoß und warf die Türe hinter ihr zu.

Sie blieb eine Weile im Hausflöz stehen und überlegte sich, ob sie gescheiterweise noch etwas sagen sollte, aber sie griff dann lieber, wie viele Frauenzimmer, zu einem Selbstgespräch, indes sie in ihre Kammer hinaufging:

„Und bal (wenn) i 's amal g'seh'n ho, daß sie bei eahm sell g'hoct is auf da Ofabank, und ganz hibe i sie g'hoct, und d' Reb' hat 's eahm aa verschlag'n, wia'r i in d' Stub'n eina bi, und jeh wißet a bal gor nimma, was er mi allsammete hoah'n muuß. Und was i amal woah, des sell woah i.“

Und was die Ursula einmal wußte, das vergaß sie nicht und brummte es ins Kopfkissen hinein, bis der Unwille in Schlaf und Schnarchen übergang.

Aber auch sonst gab es noch Geräusch im Hause; denn unten flog ein Stiefel an die Kammerküre, und ein Fluch wurde länger wie der andere, bis die Müdigkeit den Born wegräumte und dafür dem Schormayer einen schweren, lastreichen Block unter die Säge schob. Und oben klinkte leise eine Türe ins Schloß, und barfuß tastete jemand über ein knarrendes Brett und schloß heimlich und still ins warme Nest zurück und schaute noch eine Weile mit nachdenklichen Augen zur Decke hinauf.

Dann drehte sich die Benzl gegen die Wand und schickte den letzten Gedanken zwei Türen weiter, zur Ursula hinüber. „Wart, du Luada!“ sagte sie im Einschlafen.

4. Kapitel.

Alle Dinge sind in der Nacht größer und schreckhafter wie am Tage; und sie werden kleiner, wenn sie deutlicher zu erkennen sind.

Das graue Morgenlicht zeigte dem Schormayer, daß hinter seinem gehabten Verdrusse eigentlich nichts stand wie die Dummheit einer Weibsperson, die er niemals für geschickt genommen hatte.

Und er hätte beim Aufwachen nicht einmal daran gedacht, wenn ihm nicht einige Nebenumstände die Erinnerung aufgerüttelt hätten.

Denn wie er mit der Hand nach dem Nagel langte, an dem sonst seine Taschenuhr hing, fühlte er, daß sie nicht dort war; und wie er sich zurecht legte, wo sie nur sein könnte, fiel es ihm ein, daß sie noch im Gilet (Weste) stecken müßte; und als seine Augen das Gilet suchten, lag es wieder nicht auf dem Stuhle, sondern auf dem Boden, unweit von einem Stiefel, der recht verlassen von seinem Kameraden dastand.

Dieser Gefährte aber lehnte unwillig an der Türe neben einem zerfnüllten Hute.

Es war eine ganze Geschichte, der man in der frühen Stunde nur langsam mit den Gedanken folgen konnte; und erst an ihrem Ende kam die nächtliche Frechheit der Ursula.

Der Schormayer überdachte Ursachen und Folgen des Austrittes, und er wollte gerade finden, daß er sich von einigen anderen recht wenig unterschied, als es klopfte.

„Was geit 's?“

„D' Kaffeesupp'n is firti.“

Das war eine fremde Stimme.

Er richtete sich auf.

„Gan? Was is?“

„Da Kaffee is firti.“

„Wer is denn do?“

„I.“

„Wer i?“

„Die Zollbrechtin.“

„Jetzt schaug di amol ol!“ brummte der Schormayer vor sich hin, und laut sagte er: „I wer nacha scho femma.“

„Jetzt schaug die amal ol! Is sie furtganga und hat ma dös Weibsbild als Aufsicht umag'schickt!“

Er schloß in die Lederhose und verschob das Waschen auf später, um schneller in die Küche zu kommen.

Von der Zollbrechtin wurde er mit geschwäbigem Eifer in Kenntnis gesetzt, daß die Ursula schon in aller Herrgottsfrühe bei ihr gewesen sei und sie gar schön gebeten habe, für einen Tag herüberzukommen und dazubleiben, bis sie, die Ursula, wieder heimkomme, und es sei schon möglich, daß es bis auf die Nacht dauern könnte; und sie, die Zollbrechtin hätte eigentlich die Zeit nicht gehabt, weil es daheim viel Arbeit gebe, aber weil die Ursula es gar so freunotwendig gemacht habe, könne sie auch nicht so sein, und sie hätte ihr den Gefallen getan wegen der guten Nachbarschaft, und überhaupt, und es solle ihr hoffentlich gelingen, daß sie es mit dem Kochen recht mache.

Der Schormayer löffelte schweigend den letzten Brocken Brot aus der Kaffeesuppe und trank die Schüssel aus, und indem er sich mit der Hand das Maul abwischte, fragte er die Zollbrechtin:

„So? Arbet hoscht viel dahoam?“

„Ja mei! D' Wasch soll i bögeln, und 's Brot soll i baaha, und pug'n müast i aa no vor 'n Sonntag . . .“

„Nacha gehst glei hoam; es is leicht was vosamt.“

„Aba bal i 's do der Urschula wasprocha hab?“

Der Schormayer legte einige Nidelstücke auf den Tisch und schob sie der Zollbrechtin hin.

„Sü,“ sagte er, „dös is für 's Kaffeekocha und wann 's amal auftrifft, daß i di bravh', nacha sag' i dir 's scho selm.“

„Jez dös is amal g'pafig: bal sie heunt no bei da Dunf'heit bei mir g'wen is und foan Ruah geb'n hot, bis i g'sagt hab, daß i kimm; und auf Ehr und Selgkeit, ho i g'sagt . . .“

„Des sell machst mit da Urschula aus; und jez' pfiad di Good (behüt dich Gott)!“

Die Zollbrechtin war gekränkt, und, wie es jeder Mensch zugeben muß, mit Recht; denn für was holt man sie bei der nachtschlafenden Zeit heraus, und wenn sie hernach in der allergrößten Gutmütigkeit nachgibt, wäre es schier gar, als hätte sie um die Arbeit gebettelt, und sie wird für ihre gutnachbarliche Meinung hinausgeschmissen. Aber vielleicht holt man sie noch einmal? Und vielleicht ist sie noch einmal so dumm und laßt daheim alles liegen und stehen? Der erlebt was, der wieder so kommt. Adia!

Und beim Hinausgehen rumpelte sie an den vollen Milch-eimer an, den ein Weibsbild hereintrug.

„Oha!“ sagte Jenzi und schaute der eiligen Person nach.

„Bleibt d' Zollbrechtin it do?“ fragte sie den Schormayer, der ihr den Rücken zuehrte und zum Küchenfenster hinaus-schaute.

Er gab keine Antwort.

„Wer hot an Schlüssel zu'n Kella?“

„Am Tisch stact a,“ brummte der Bauer, ohne sich um-zuwenden.

„Soll i heunt Butta rühr'n?“

„Was woaf i? Mach dei Arbet, wia sincht!“

Jenzi merkte, daß der Bauer keinen gesprächigen Tag hatte, und ging auf klappernden Holzschuhen die Kellerstiege hinunter. Es mußte sie aber etwas gereut haben, weil ihr ein heimliches Lachen um den Mund spielte.

Der Schormayer überlegte sich, daß es gescheiter wäre, wenn er nicht daheim bliebe, denn da konnte ihm der Tag so zuwider verlaufen, wie er angefangen hatte; und weil ihm in Hohenkammer ein guter Freund lebte, mit dem er zu-sammen die Militärzeit durchgemacht hatte, beschloß er, ein-mal hinüberzugehen, auch unterwegs da und dort sich nach dem Viehstand umzuschauen. Er machte sich also auf den Weg und verlor an dem klaren Tag auch bald die dummen Ge-danken, die sich in der Stube an ihm festhingen und ihn mahnten, daß er auf der Abseite des Lebens angelangt sei.

Er kam mit einem kleinen Umweg an die stattliche Ader-breite, die ihm gehörte — jawohl, die ihm noch gehörte, — und er stapfte mit einem befriedigten Gemüth über die ge-frorenen Schollen. Da sollte ihm ein guter Weizen her-wachsen, und weiter drüben an die zehn Tagwerk schöne Gerste, die ihm der Bräuer in Zndersdorf ablaufen würde; und er sah schon im Geiste die Halme in die Höhe schießen, voll werden und reifen.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Sieg.

Von Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Da leuchte es in dem Hannes, daß er fast keine Luft bekam. Es war ihm gerad, als ob da in ihm Händ gewachsen wären, die ihn wohin führten, an einen furchtbaren Ort, den er nicht kennen wollte, obgleich er ihn kannte. Ja, er kannte ihn, er wußte es, wo die Art lag. Die Art! Er betete in sich ganz inbrünstig und bat nur immer: ach lieber Gott, ach lieber Gott! Aber seine Lippen blieben fest zusammengepreßt.

Als sie sich dann auflösten, sagte er zu seinem Bruder: „Ja, wollen wir halt anfangen, weil's denn sein muß, und ich schlag den Daumen ein.“ Und gleich darauf bat er: „Aber wart nur noch einen ganz winzigen kleinen Augenblick, nur ganz winzig klein! Ich komme gleich.“

Das sagte er mit einer rührenden, fliehenden Stimme, die noch kein Mensch so von ihm gehört hatte.

Der Bruder Ferkelstecher, der ein Hasenfuß eigentlich war, schielte ihn unter seinen blauen Brillengläsern heraus von der Seite an und fragte mit gewaltsam verbedter Angst: „Du willst mir doch keine Dummsheiten machen im letzten Augenblick, Hannes?“

Er war sich eigentlich selbst nicht klar, was es war, das er fürchtete. Nun antwortete der Hannes ganz ruhig: „Du brauchst kein Sorg wegen mir zu haben, Bruder Halsabschneider, ich will nur grad noch einen winzigen kleinen Moment für mich haben,

für mich ganz allein, eh's anfängt. Es geschieht nig und passiert nig, das versprech ich Dir, und jezt geh Du nur ganz ruhig hinaus.“

Der Hannes atmetete auf, als der Bruder gegangen war. Das hatte er überstanden. Aber das andere, das saß noch fest in ihm und fraß an ihm und schraubte ihn zusammen, daß er meinte, daß er's nicht aushalten könnt, und der Brustkasten müht ihm zerspringen.

Er wollte aber auch darüber Herr werden, über die Schand, die nun für sein Lebtag auf ihn fiel. Er schlang seine beiden Hände ineinander, fest und tief, und redte seine ganze Gestalt mit aller Kraft zusammen. Dann schloß es ihm einen Moment die Augen. All sein Denken faßte er in diesem Augenblick zusammen und ballte es zu einem dünnen Knäuel und quetschte ihn klein, bis nichts mehr davon übrig war, bis sein Hirn davon leer war. Dann seufzte er tief. Wie zu einem letzten Griff, auch das Allerletzte zu erwürgen, faßten die beiden Hände noch tiefer mit aller Kraft und Festigkeit ineinander, die harten ungelenteten Ar-beitsfinger verschlangen sich wie eiserne Klammern, wie stehende Dornen und das Blut quoll aus den Nägeln. Nun war's gut, nun war das Letzte erwürgt, nun konnte er alles aushalten. Er ging hinaus.

Grad und groß erschien er im Rahmen der Haustür, ernst und fest, zermartert, aber doch vertrauend und stark.

Er hatte noch nicht seine Finger auseinanderlösen können. Er hielt noch die Hände verschlungen ineinander und preßte die Arme tief und lang an sich herab. Aber seine Haltung erschien gar nicht gezwungen.

Er sagte, und seine Stimme war dunkel von unterdrücktem Beben, und in seinem Wort war etwas, daß einige eine Gänse-haut fast überließ:

„Mein Schand ist's nit, m e i n nit!“

Und dann war er ganz wie erlöst.

Kings blieb's still. Nur bald danach lief ein dumpfes Murmeln durch die Leute.

Der Bruder Ferkelstecher neigte wieder ein wenig die Stirne und giffete einen verächtlichen Blick zu dem Hannes hinüber, der aber gar nicht traf. Einige von den Anwesenden aber konnten ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Der Ferkelstecher war eben für alle Zeiten von ihnen gerichtet worden. Da konnte er Blide werfen.

Der Bauer stand unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, im Rahmen seiner Haustür.

Der Gerichtsvollzieher bot das Haus aus. Es erfolgte kein Gebot. Wie auf Verabredung schwiegen alle Dörfler still.

Der Bruder Ferkelstecher sah sich hilflos um.

„Zum zweiten, zum dritten Mal . . . Kein Gebot.“

Der Ferkelstecher fing an zu begreifen. Aber er wollte das Fels behaupten.

„Wollen wir mit dem Mobiliar beginnen,“ sagte er.

Der Gerichtsvollzieher bot die Stühle aus.

Wieder kein Gebot.

Der Bruder Ferkelstecher, um die Sache in Fluß zu kriegen, tat das Angebot. Die Dörfler murrten dagegen.

Der Gerichtsvollzieher begriff die Situation. Er riet, die Ver-steigerung zu schließen. Der Bruder Ferkelstecher wehrte sich. Er ließ den Tisch ausbieten. Aber es erfolgte kein Gebot. Und als er jezt nur den Versuch machte, wieder eines zu tun, erhob sich schon das Murren lauter und heftiger als vordrin. Da strich er die Segel. Die Versteigerung wurde aufgehoben und vertagt.

Der Gerichtsvollzieher kramte mit einem schmunzelnden Lächeln seine Papiere zusammen, und sein Schreiber verschüttete vor Ver-gnügen das Tintenfaß, denn sie gönnten das dem Halsabschneider. Die Dörfler verließen sich, befriedigt und von ihrer starken Tat, dem Halsabschneider einmal gehörig getrotzt zu haben, durch-brungen.

Nur der Hannes stand wie ein Stein, gänzlich unberührt von den Vorgängen, im Haustürrahmen.

Nun fiel der Bruder über ihn her. So, das hab er nun sich ganz allein zuzuschreiben, mit seinem Gered, und zum Narren hal-ten tät er sich nicht lassen. Rücksicht gab's nun keine mehr, und wenn nun von seinem lumpigen Bettel nichts übrig bleiben tät, gar nichts, ihm war das ganz egal, und es lag ihm nun gar nichts mehr dran. Und ob er sich vielleicht einbilde, er hab das zu seinem Vergnügen getan, daß er all die Hauptschuldner auf sich vereinigt hätt, er hätt's getan, weil er's gut mit ihm gemeint hätt, nur gut gemeint hätt. Und das sei nun der Dank!

„Ja,“ jagte der Hannes, „s ist wahr. Aber Du sollst um nichts kommen, wart einen Augenblick.“

Damit ging er in das Haus hinein.

Nach einer kurzen Weile kam er wieder, ein Bündel unterm Arm, seine hohen Arbeitstiefel und seine Peitsche in der Hand. Er zog die Haustür zu, schloß sie ab und gab den Schlüssel den Bruder.

„Da,“ sagte er, „damit Du nig verlieren sollst, 's ist alles Dein, ich brauch das nit mehr. Ich hab noch so viel Kraft, daß ich's nit brauch. Ich geh jezt in Krebers Hof und verding mich als Knecht.“

„Ich glaub, Du täfst Dich nicht schämen und täfst als Knecht hierbleiben,“ entfuhr es dem Bruder.

„Nein, ich schäm mich nit. Auf mir ruht kein Schand! Und Du hast gemeint, daß Du mich auch noch aus dem Dorf vertreiben

könnt? Ich verdien mein Brot ehrlich und rechtschaffen, und so bleib ich hier im Ort."

Er ging und ließ den Schlüssel in den Händen seines Bruders, der, ganz und gar verblüfft, allein zurückblieb.

In diesem Augenblick erschien der Gengleranton im Hofstübchen. Der Ferkelstecher stand da wie ein begoffener Fudel. Wenn er sich jetzt hätte vertriehen können! Der Spottvogel auch noch! Die Sache war ja aber wie abgetarnt. Daß er das nicht eher gemerkt hatte!

"Jetzt ist er erst ein reicher Mann, der Hannes," sagte der Gengleranton. "Das hält der auch im Leben mit gedacht, daß er noch einmal so reich werden tät."

Der Ferkelstecher schob an ihm vorbei.

Auf der Hauptstraße ging noch sein Bruder, Peitsche und Stiefel in der Hand und das Bündel unterm Arm, und strebte mit ruhigen Schritten Krekers Hof zu.

Es gab jetzt kein Zurück, er mußte hinter ihm hergehen. Und er wußte doch, hinter den Gardinen standen sie jetzt, die Leute all, und lächelten spöttisch. Denn so was ging ja wie ein Lauffeuer im Ort herum.

Heut kommt er nicht seine Spur vertuschen, wie der Fuchs mit dem Schwanz, wie er das sonst tat, heut war alles deutlich ans Licht gezogen. Ihm war, er gehe splitternaht da hinter seinem Bruder her, dessen Schritte so gewichtig heut klangen, als gehör ihm der ganze Ort. —

Der Gengleranton sah derweil schon daheim auf seiner Töpferscheibe und überlegte sich seinen nächsten großen Karnevalsbeitrag. Die Topfhentel gerieten ihm heute alle schief, aber sein Vortrag, der wurde fastig und voll von Trümpfen. 's gibt doch auch noch eine andere Art, den Menschen beizukommen, und die ist stärker als Faust und Arg.

Am Sonntag drauf, und von da an immer, ging die Musikantenanna zwei Bänke retour in der Kirche, denn von ihrem Vornehmeneplatz aus sah sie, wenn sie sich umdrehte, oben mitten auf der Empore, von der Orgel hinten überragt, den Schwager Hannes, der wie eine Bildsäule da stand und die ganze Kirche beherrschte, und nicht als ob er der Knecht beim Kreker wäre, sondern der Kreker selbst. Den Anblick konnte sie nicht ertragen, der war wie ein Strafgericht und die Leute gudten alle auf sie mit spöttischen Mienen, und zu dem sahen sie mit einem Respekt, Gott weiß wie ...

Die Bewegung gegen das Kino.

Von Erich Schlatzer.

Die Bewegung, die allerorten gegen das Kino im Gange ist, ist von der „Frankfurter Zeitung“ in einer Umfrage sozusagen zusammengefaßt worden. Es sprachen sich in dieser Umfrage mancherlei Leute aus, die aus verschiedenen geistigen Zonen kamen, und man war somit in der Lage, aus der Mannigfaltigkeit der Beschwerden den leitenden Fäden herauszusuchen zu können. Es ergab sich dabei eine nahezu absolute Einstimmigkeit in bezug auf den dramatischen Schundfilm, der mit Blut und Mord und graufigen Katastrophen operiert. So gut wie alle waren in ihren Beobachtungen an diesem Schundfleck des Kinos hängen geblieben und sahen hier den Herd des Verderbens, von dem aus die Volksgesundheit angegriffen wird.

Wozu welchen Extremen der Niederträchtigkeit diese gewissenlosen Spekulanten zu gehen wagen, macht am besten Alfons Paquet klar, der die Wirkung einer derartigen Schundszene nach eigenen Beobachtungen schildert.

Es handelt sich um eine junge Dame, die sich am Golf von Neapel soeben in einen Maler verliebt hat und mit ihm zum erstenmal auf einem Ball zusammenzutreffen soll. Sie kleidet sich nun zum Ball an. Der Spiritusbrenner explodiert, das Mädchen geht in Flammen auf, wird durch hinzueilende Diener gerettet, aber es hat im Gesicht schwere Brandwunden davongetragen. Gräßliche breit ausgefallene Krankengeschichte. Der Liebhaber reißt nach diesem Vorfall ab. Das erblindete Mädchen wird durch ihre Umgebung in dem Wahn erhalten, daß er ihr täglich Blumen schicke. Sie erlangt das Augenlicht wieder. Angst der Umgebung, daß sie nun den frommen Betrug erkenne. Da kehrt der Liebhaber zurück. Schluß: Verlobung.

Dieses Stück geht unter Unruhe im Zuschauertraum zu Ende. Auf der beleuchteten Leinwand sieht man soeben das mehr abstoßende als rührende Bild der Erblindeten, geführt von Arzt und Pflegerinnen. Im Zuschauertraum ist jemand in Ohnmacht gefallen und stört die Umstehenden durch lautes Röcheln. Man hält es erst für ein Schnarchen, glaubt, es handele sich um einen Betrunknen. Aber der Mann kommt nicht zu sich. Es droht eine Panik. Ängstliche Frauen verlassen die Sitzeihen. Diener rennen herum und tragen den schweren Mann zum Notausgang. Es stellt sich heraus, daß auch ein zweiter Mann in einer Ohnmacht unterlag. Man öffnet ihm Krügen und Weste, die Diener bringen auch ihn beiseite.

Als ich dann einen der Diener frage: Was denn eigentlich geschehen sei, erhielt ich die folgende erstaunliche Auskunft: Bei diesem Film sei es schon mehrfach vorgekommen, daß Leute es nicht aushalten konnten, zum Beispiel solche, die etwas Nehmliches durchgemacht haben. Die Direktion habe deshalb schon die Krassersten

Stellen gestrichen und große Stücke aus dem Film herausgeschnitten, fast 100 Meter. Trotzdem passiere es immer wieder.

Auf der Straße sah Paquet dann noch, wie die Leute, im besonderen die Frauen, das elegante Kino blaß, an allen Gliedern zitternd, verließen.

Man braucht durchaus keine polizeifremde Seele zu besitzen, um zu verstehen, das Paquet unter dem Einfluß dieser schändlichen Szenen unerbittlich eine Zensur fordert, die derartige graufige Dinge unterdrückt. Indessen begreift man auch, daß im besonderen die deutschen Arbeiter die Polizei auch dann fürchten, wenn sie einmal Geschenke bringen soll und wir scheiden darum die polizeilichen Maßregeln aus, um uns mit den ästhetischen Gegenmaßnahmen zu befassen.

Wie heißt die wunderbare heimlich lockende Macht, die jung und alt, gebildet und ungebildet, arm und reich ins Kino zieht? Sie heißt: Die Freude am Schauen, und wie sehr wir auch gegen das gegenwärtige Kino kämpfen müssen, dürfen wir nie vergessen, daß sie eine der segensreichsten Mächte der menschlichen Seele ist. Man hat unsere Zeit nicht mit Unrecht die papierne genannt; um so besser also, daß in all das dürre Wortgeräusch plötzlich herrlich prangende Bilder hineinscheinen.

Wer in eine moderne Zeitung hineinblickt, sieht in einem Spiegel hinein, in dem das Leben und Treiben der ganzen bewohnten Erde an ihm vorüberzieht. Wie wenige aber vermögen bei all diesen Nachrichten aus nah und fern wirklich etwas Greifbares zu sehen und wie verderblich ist es, wenn sich das Gehirn an ein Spiel mit inhaltsleeren Worten gewöhnt. Wer sich daran gewöhnt, täglich anschauungsarme oder völlig anschauungslose Worte klappern zu hören, geht langsam geistig zugrunde. Dichten ist Sehen, sagt Henrik Ibsen, und diese Bedeutung der inneren Anschauung für die Kunst ist ziemlich allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, daß auch kein theoretisches Denken ohne innere Anschauung möglich ist. Niemand vermag anders zu denken, als in Bildern der Phantasie, als in inneren Anschauungen. Genau wie die künstlerische wurzelt auch die historische, philosophische, technische Genialität in der Phantasie und darum brauchen wir uns durchaus nicht zu grämen, daß im Kino eine starke Freude am Schauen zum Ausdruck kommt.

Auch in den spannenden Schunddramen des Kinos ist diese Freude am Schauen enthalten. Das wissen die spekulativen Verfasser dieser Dramen am allerbesten. Sie sorgen immer dafür, daß ihre Schundszenen einen reizvollen malerischen Hintergrund haben. Auch das in meinen Augen niederträchtige „Drama“, das Alfons Paquet erlebte, spielte am Golf von Neapel. Das Verbrechen dieser Leute beruht darin, daß sie der reinen Freude des Schauens das Gift des spannenden Grauens beimischen und unser Problem lautet also: Wie können wir mit ästhetischen Mitteln diesem schädlichen Unfug aus Magerer kommen, ohne die reine Freude des Schauens aufzugeben?

Helene Lange, die sich mit einem sehr klugen Beitrag an der Umfrage beteiligt hat, fordert kurz entschlossen: „Das Kino darf nicht dichten“, was sie nicht als eine polizeiliche, sondern als eine ästhetische Forderung aufgefaßt wissen will. Das Kino soll sich auf die Wiedergabe des tatsächlichen Lebens beschränken. Es soll nichts „stellen“ und nichts arrangieren; dann ist es gut.

Wenn man die Sache so obenhin ansteht, hat Helene Langes Vorschlag viel Bestrickendes, nichtsdestoweniger aber würden wir vom Regen in die Traufe kommen, wenn wir ihm zustimmen wollten. Die kulturhistorischen Werte wie überhaupt die höchsten Werte des Kinos werden allerdings immer in der Wiedergabe des tatsächlichen Lebens ruhen. Das ist das Bestrickende. Nichtsdestoweniger aber wären wir verloren, wenn wir mit diesem Programm in die gegenwärtige Kinosituation hinausgingen.

Warum sollte das Kino nicht dichten dürfen? Es hat keine Verührung mit der Kunst, Klingt die Antwort aus verschiedenen Zuschriften der „Frankfurter Zeitung“ zurück.

Um Verzeihung, es hat die Verührung mit der Kunst, die die Pantomime auch hat. Max Reinhardt macht ja unter lebhaftem Tamtam der befreundeten Presse die halbe Welt mit Pantomimen unsicher. Warum also sollten im Kino keine Pantomimen gedichtet werden? Resultat: Das Kino kann keine Dramen dichten, wohl aber Pantomimen. Machen wir uns einmal klar, was dieses Faktum ästhetisch bedeutet.

Dem Kino, wie der Pantomime, fehlt das Wort. Was bleibt von einem Drama übrig, wenn wir ihm das Wort nehmen? Offenbar zweierlei: Die szenische Ausstattung und die Situation. Die szenische Ausstattung vermag das Kino märchenhafter zu gestalten als irgend eine wirkliche Bühne. Das Glend beginnt erst mit der Situation. Eine ernsthafte Situation, die nicht durch das Wort erläutert wird, ist stumm und wirkt nicht. Wenn das Kino also ernsthafte Dramen anfertigen will, muß es Situationen wählen, die an sich graufig sind, und damit haben wir den Schundfilm.

Muß aber notwendig jede stumme Situation graufig sein, um eine Wirkung auszuüben?

Nein, die komische Situation wirkt auch ohne die Erläuterung des Wortes und in der Situationskomik hat das Kino ein legitimes künstlerisches Mittel, daß es nicht nur anwenden darf, sondern vielmehr anwenden muß, wenn wir aus dem heutigen Glend herauskommen wollen.

Der komische Film ist selbst heute eine Großmacht neben dem Schundfilm, eine verjöhnende Arznei nach der aufwühlenden Spannung elender Kolportagedramen. Wenn wir diese Waffe aus der Hand geben, können wir uns begraben lassen. Das Kino soll dichten, aber es soll lustige Possen für naive Leute dichten und darum sollen die Schriftsteller sich nicht böhren zurückziehen, sondern mitarbeiten, mitarbeiten, dreimal mitarbeiten, um den spannenden Schund in derbes Gelächter aufzulösen.

Daß daneben die reinen Anschauungswerte immer das Kleinod des Kinos ausmachen werden, räume ich gern ein, und je mehr wir sie zur Herrschaft bringen können, um so besser wird es sein. Gegen die Schunddramen aber hilft uns kein Anschauungswert, gegen die Schunddramen hilft uns nur ein fidelos Gelächter. Selbstverständlich: dieses Gelächter kann unter Umständen banal und geschmacklos sein, wie das Gelächter im Theater es meistens ist. Nur giftig kann es niemals sein. Und das ist der springende Punkt. Gegen die schweren Reiter der graufigen Dramen müssen wir die leichte Kavallerie heiterer Possen und sinnlich grazioser Pantomimen mobil machen. Sonst können wir die Schlacht ruhig als verloren betrachten.

Kleines feuilleton.

Die Arbeit.

Von Emile Verhaeren.

Ihr Arbeiter, Millionen Fiebernde, Gepreßte,
Die ihr, die Stirn vom Bahn nubbollen Werks umstrahlt,
Als Sieger aufrecht durch die Zeiten schreitet,
In wieviel Bildern namenlosen Heldentums,
— Gestählter Brust, mit wild und sichern Geisten,
In Ansturm, Qual, Triumph und endlicher Gewalt —
Fühl ich die Zeichen eures ewigen Ruhms
In meinem Innern tragisch aufgemalt!

Ich liebe euch, ihr hellen, frischen Pferdejugen,
Die ihr den lichten Sturm der wiedernden Gespanne
Mit starken Händen stählern niederpreßt,
Und euch, Holzschläger, Einsame im Duft der Tannen,
Und euch, die nur das Feld, die magre Scholle freut,
Ihr Bauerleute, mürr und alt und wetterfest,
Die ihr das Saat Korn mit breitem Schwunge
Immer erst aufwärts streut,
Damit es, bevor es in Erde sinke,
Noch die Luft und vom silbernen Lichte trinke.

Und euch, Matrosen, die, ein ärmel Lied
Auf euren Lippen, eines Nachts ins Ferne zieht,
Wenn sich vom süßen Südländswind die Segel blähen,
Die Masten zittern und das Tauwerk klingt.
Und euch, Lastträger, die auf breiten Rücken
Von all den Schiffen, die durchs Weltall gehen,
Die bunte Last an goldenen Landungsbrücken
Stapfend und stark ans sichere Ufer bringt.

Und euch, ihr Sucher der halluzinierenden Metalle
Hoch dort am Rand der Welt, wo sie in Nacht vereist
Und euch der Frost mit seiner Riesentralle
Erbarmungslos in seine Fänge reißt,
Und euch, für ewig unter unsrer Welt Gefertie,
Ihr Minengräber in den engehöhlten Stollen,
Die ihr, die Lampe in den Röhren festgezwingt,
Die dunkle Ader der verborgenen Kohlen
In einsam unbekannter Müß vom Felsen sprengt.

Und euch, ihr Hämmerer in den heißen Schmieden,
Stirnen von Gold und Rinte, die den Rauch durchbleken,
Gestrümmte Rücken, draus sich Muskeln schaffend recken
Am Ambos und wo rot im Bad das Eisen siedet.
Ihr erzgeschmiedete herorische Gestalten,
Ewig dem Werk gemäh, das immer höher steigt,
O, wie in diesen Städten voll gefährlicher Gewalten
Mein Herz sich heiß und brüderlich hin zu euch neigt!

O, diese Arbeit, wie sie finstler, zäh und rasilos mütet,
In Land und Meer und in der Erde Eingeweide,
Das einzige, das unsre Welt, die sich in Länder scheidet,
Noch ebern wie ein Niesenring zusammennietet!
O Manneslaken, viel vergessen, kaum genannt,
Millionen Arme und nie träger Hände,
Und alle sie, vom einen bis zum andern Ende
Zu einem einzigen Willen hiereich angespannt:
Dem alten Weltall nun das Siegel irdischer Gewalten
Feurig und rot auf die besiegte Stirn zu drücken,
Flüsse zu trocknen, Berge zu verrücken
Und alle Ordnung, rinas in Meer und Land,
Nach einem neuen Willen zu gestalten.

(Der belgische Dichter Emile Verhaeren hat seit einigen Jahren in Deutschland eine so ansehnliche Gemeinde erworben, daß er sein letztes Drama „Helenas Heimkehr“ zuerst in einer deutschen Uebersetzung, sein jüngstes Gedichtbuch „Les heures du soir“

(Abendstunden) sogar in der französischen Urausgabe in Deutschland erscheinen ließ. Jetzt gibt der Insel-Verlag unter dem Titel „Hymnen an das Leben“ eine Auswahl der besten Stücke seines jüngstens Schaffens heraus. Es ist einer der besten Bände der in diesen Tagen erscheinenden „Insel-Bücherei“, einer Sammlung von klassischen und modernen Werken der Weltliteratur, von der jeder Band gebunden zu dem billigen Preise von 50 Pfennigen bargeboten wird. „Die Arbeit“ ist diesem neuen Verhaeren-Bande entnommen.)

Literarisches.

Ernst Preczang: Der Ausweg (Buchhandlung Vorwärts, Berlin). Der Verfasser dieser Erzählung ist einer unserer besten jüngeren Parteischriststeller. Alles, was er schreibt, trägt dichterisch-episches Gepräge und das hebt ihn hoch hinaus über die bloß Bücher Produzierenden. Auch diese im Grunde von sozialistischer Anschauung durchtränkte Geschichte aus dem Leben, Leiden und Aufwärtstreben der Arbeiter ist eine vollwertige künstlerische Leistung. Preczang steht mitten im Volke, kennt seine sozialen Kämpfe, seine Schmerzen und Freuden, seine heimlichen Sehnsüchte und Sonnenflüge. Daß solche Vertrautheit allein nicht genügt, um Romane, Novellen und Erzählungen zu schreiben, sondern daß einer dichterische Phantasie, innerliches Erschauern und Erfassen, Gestaltungsgabe, kurz alles das habe, was den Schriftsteller erst zum Dichter stempelt, ist selbstverständlich. Auch in der Art seines Verfahrens zeigt sich Preczang so. Er komponiert seine Erzählung nicht von außen nach innen, sondern umgekehrt. Zwar greift er — Realist, der er ist — einen realen Vorgang aus der Fabrik auf; aber ihm erschien dieser Prozeß mit seinen fürchtbar tragischen Wirkungen bedeutsam genug, um ihn zum Kern einer bewegten Handlung zu erheben. Aus dem Studium eines Werkes über „Die Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie“ erwuchs ihm diese Erzählung. Chemographische Aufstellungen und ärztliche Krankenjournalen geben ihm das dürre Gerippe. Aber mit welchen Farben und umleidet er es! Da geht das Schicksal um, das Wachstum und frühes Sterben heißt. Doch der Dichter läßt seine Menschen sich ihm nicht willenlos, wie etwas Unabwendbarem ergeben. Sondern sie schließen sich fest zusammen, um dagegen anzukämpfen. Hierin liegt das sozialistische Element, das aber zugleich zu einer Sozialethik sich wandelt und so die Kur-Leben zur künstlerischen Basis für die ganze Erzählung erhebt. Die Arbeitergestalten sind echt gesehen und packend charakterisiert. Kolten aber, der Krankenkassenarzt, das ist einer von jenen, die ihre Aufgabe mit heiligem Ernst erfassen. Wie er langsam aber unabweislich in den Sozialismus hineinwächst, das wird prachtvoll entwickelt. Kolten ist ein warmherziger Mensch, den man lieben muß. Und auch seine alte Mutter ist eine jener sympathischen Frauengestalten, die, wenn ihnen auch die Jahre drohenden Alters gewisse Grenzen gezogen haben, doch willig mitgehen und ehrlich versuchen, sich in die neue Anschauung und Ordnung der Dinge um sie her hineinzufinden. Alles in allem erweist sich diese Erzählung als ein Gebilde von schöner Gliederung und künstlerischer Reinheit. Ihr Titel sagt alles; denn der Ausweg, um die Wohlfahrt aller zu fördern, ist die sozialistische Gesellschaft. o. k.

Technisches.

Eine Riesenlokomotive mit Delfeuerung. Die Ausschaltung der Kohle für den Betrieb der Transportmittel macht immer weitere Fortschritte. Auch wenn es vorläufig noch nicht gerechtfertigt zu sein scheint, ängstlich auf die zunehmende Erschöpfung der Kohlenlager zu blicken, so bietet die Verwertung anderer und namentlich flüssiger Brennstoffe so große Vorteile, daß sie sich mehr und mehr in den Vordergrund drängt. Zur See haben Motoren mit Delfeuerung schon bemerkenswerte Erfolge erstritten, und im Landverkehr wird die Entwicklung wahrscheinlich dieselbe Richtung einschlagen. Ein Meeresstein auf diesem Wege ist der Bau einer amerikanischen Lokomotive von ungewöhnlichen Ausmaßen, die für Petroleumfeuerung eingerichtet ist. Sie wird die erste einer ganzen Gruppe von Maschinen sein, die auf der Südlichen Pazifikbahn in Betrieb gesetzt werden sollen. Nach einer Beschreibung von Professor Wellet im „Kosmos“ hat die neue Lokomotive ein Gewicht von etwas mehr als 174 Tonnen, wozu der Tender mit noch 81 Tonnen tritt. Man erwartet von dieser Maschine besondere Leistungen, da sie gerade für die Gebirgsüberwindung der Sierra Nevada bestimmt ist. Die Bauart weicht beträchtlich von allen bisherigen Mustern ab. Die Kammer für den Lokomotivführer befindet sich auf der Vorderseite der Maschine, während der Kessel und die Feuerung auf der Rückseite gelegen ist. Ganz anders, als man es zu sehen gewohnt ist, stellt sich der Tender dar. Er hat eine zylindrische Form, die der des Dampfessels ähnlich ist, da er zur Aufnahme von Petroleum und nicht von Kohlen bestimmt ist. Daraus ergibt sich eine gewisse Raum- und Kostensparnis für seinen Bau. Der Betrieb wird sich auch deshalb billiger gestalten, weil das zur Heizung geeignete schwere Erdöl in allen Weststaaten der Union reichlich vorhanden ist. Die Bauart der Maschine verspricht auch eine hohe Betriebssicherheit, weil der Führer instande ist, die Strecke frei zu übersehen. Selbstverständlich besitzt die Lokomotive zur Ausnutzung des Dampfes sowohl Hochdruck- als Niederdruckzylinder. Die Zahl der Achsen beträgt sechs für die Maschine und noch vier für den Tender, die der Räder also zwanzig.